

General-Anzeiger

Vergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Vergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Eibfeld

Nr. 294 — 56. Jahrgang

Dienstag 15. Dezember 1942.

Einzelpreis 15 Pfg.

Reffel bei Toropez weiter verengt

Neue Erfolge im Mittel-Abchnitt / Die Sowjets verloren wieder 115 Panzer
Bei erfolgreicher Abwehr in der Chrenaisa 22 Panzer vernichtet

DNB. Aus dem Führerhauptquartier, 15. Dezember. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Truppen einer deutschen Jagddivision warfen angriffenden Feind nordöstlich Tuapie im Gegenstoß auf seine Ausgangsstellungen zurück und brachten ihm schwere Verluste bei. Nördlich des Teref scheiterten Angriffe feindlicher Infanterie und Kavallerie, die von Panzern unterstützt wurden, an dem zähen Widerstand deutscher Truppen. Am Wolga Don Gebiet zerschlugen Infanterie- und Panzerverbände feindliche Panzerangriffe in harten Kämpfen. Sie fügten den Sowjets hohe Verluste zu und vernichteten 67 Panzer. Am Don wehrten italienische Truppen starke feindliche Angriffe blutig ab.

Im mittleren Frontabschnitt scheiterten wie bisher alle Versuche der Bolschewisten, einen Durchbruch zu erzwingen. Die Angriffe brachen im zusammengefaßten Abwehrfeuer vordringenden deutschen Stellungen zusammen, soweit sie nicht schon in der Voreinstellung zerschlagen wurden. Die südostwärts Toropez eingeschlossenen feindlichen Kräfte versuchten vergeblich, im Zusammenwirken mit starken Entlastungsangriffen auszubrechen. Im Gegenangriff wurde der Reffel weiter verengt. Eigene Angriffe westlich Toropez führten zum Durchbruch durch eine stark verdrachtete und vermehrte feindliche Stellung.

Insgesamt wurden im mittleren Abschnitt 48 Sowjetpanzer vernichtet und fünf Transportzüge des Feindes durch Luftangriffe zerstört.

Rundasafsa und andere Orte an der Murman-Bahn wurden bei Tag und Nacht von Kampffliegern mit guter Wirkung angegriffen.

In der westlichen Chrenaisa entwickelten sich im Verlauf des gestrigen Tages heftige Kämpfe mit zahlenmäßig überlegenen britischen Kräften. Bei der erfolgreichen Abwehr verlor der Feind 22 Panzer und Kampfwagen. Zehn feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen. Deutsche Kampfflugzeuge erzielten Bombentreffer zwischen abgeschlossenen Flugzeugen auf Wüstenflugplätzen der Chrenaisa.

Deutsche Jäger schossen am gestrigen Tage in Tunis ohne eigene Verluste drei feindliche Flugzeuge ab. In mehreren Wellen vorgetragene Angriffe der Luftwaffe gegen Vone richteten im Hafen erhebliche Zerstörungen an.

Ein feindliches Unterseeboot wurde im östlichen Mittelmeer mit Bomben bekämpft und schwer beschädigt. Deutsche Unterseeboote versenkten bei Fran einen Transporter von 6000 MT, und beschädigten einen amerikanischen Zerstörer durch Torpedotreffer.

Im Kampf gegen Großbritannien belegte die Luftwaffe in der letzten Nacht das Hafengebiet von Harlepool und ein Industriegebiet an der Küste Englands mit Spreng- und Brandbomben. Es entstanden vor allem in den dort Anlagen erhebliche Schäden.

Harle Kämpfe in der West-Chrenaisa

DNB. Rom, 15. Dezember. Der italienische Wehrmachtbericht vom 15. Dezember hat folgenden Wortlaut:

In der West-Chrenaisa entwickelten sich gestern harte Kämpfe. Der Feind wurde trotz seiner Überlegenheit an Mann und Material vom tapferen Widerstand italienischer Panzerabteilungen aufgehalten. Er verlor bei seinen wiederholten Angriffen 22 Panzer.

An der libyschen Küste gingen unsere Jäger einen britischen Aufklärer ab, der getroffen wurde und ins Meer stürzte. Wenn andere Flugzeuge wurden von deutschen Jägern abgeschossen.

Kein Ereignis von Bedeutung an der tunesischen Front, wo die deutsche Luftwaffe drei Flugzeuge vernichtete.

Anfolge eines heftigen Luftangriffs hatte die Bevölkerung von Tunis und Sufa über 200 Tote und einige hundert Verletzte zu verzeichnen.

In der vergangenen Nacht griffen feindliche Flugzeuge Reapel an, wo sie einige Tausend Bomben abwarfen. Bisher wurden unter der Zivilbevölkerung noch keine Opfer festgestellt.

Erfolgreiche Raubkämpfe am Almensee

Berlin, 15. Dezember. In der Abwehrschlacht des mittleren Abschnitts der Ostfront, die seit dem 28. November auch das Gebiet südöstlich des Almensees ergreift hat, führen unsere Truppen immer wieder örtliche Gegenangriffe durch. Auch am 13. Dezember drangen sie, wie das Oberkommando der Wehrmacht mitteilt, wieder tief in die feindlichen Stellungen ein und sprengten zwischen Kampf- und Wohnbunker. Seit mehreren Tagen dauern diese Kämpfe schon an, bei denen schlesische, rheinisch-westfälische, hantburgische, schleswig-holsteinische und brandenburgische Grenadiere erfolgreich waren.

Diese Kämpfe dienten in erster Linie der Vorverlegung der Front in günstigeres Gelände. Als die Bolschewisten erkannten, daß sie diese neuen Stellungen nicht mehr eindringen konnten, verlegten sie den Schwerpunkt ihrer Gegenaktion in benachbarte Frontabschnitte, die von schleswig-holsteinischen und hantburgischen Grenadiern besetzt waren. Nach harter Artillerievorbereitung griff der Feind an. Immer neue Wellen stürmten gegen die Gräben vor, bis es nach sechsstündigem erbittertem Raubkampf den Bolschewisten gelang, bei der zwölften Kompanie ihre zahlenmäßige Überlegenheit zur Geltung zu bringen.

Der Kompanieführer erkannte die Gefahr, die mit diesem Einbruch dem ganzen Regimentsabschnitt drohte. Da alle seine Grenadiere im Abwehrkampf eingesetzt waren, warf er sich selbst mit seinem Kompanietruppführer und einem Melder

den eingebrochenen Sowjets entgegen. Mit Handgranaten und Maschinengewehrkugeln rollte er das vom Feind besetzte Grabenstück auf, tötete zahlreiche Bolschewisten und zwang den sich zählenden Feind zum Rückzug. Dann organisierte er in der wiedergewonnenen Linie von neuem die Abwehr. Die Bolschewisten setzten ihre Gegenstöße bis in die Nacht hinein fort, doch zerbrachen alle weiteren Angriffe am Widerstand der Grenadiere.

In anderen Abschnitten der Almensee-Front ließen unsere Truppen seit 14 Tagen in schweren Abwehrkämpfen. Alle feindlichen Angriffe wurden von den hier eingesezten deutschen Divisionen zurückgeschlagen, von denen eine bis zum 13. Dezember allein 62 bolschewistische Panzer vernichtet oder bewegungsunfähig geschossen hat.

Die Vernachlässigten rühren sich

Und Morgenthau verspricht ihnen Silber statt Kriegsmaterial

Von unserer Berliner Schriftleitung

Nachdem der Sowjet-Botschafter in Washington, Litwinow-Kinellstein, wegen der Vernachlässigung der Sowjetunion bei den versprochenen Kriegsmaterial-Lieferungen seit Beginn der Aktion gegen Frankreich-Nordafrika vorstellig geworden war, erscheint nun auch Tschuankina-China auf dem Plan und knüpft an die dem

Sowjet-Botschafter abgegebenen Zusicherungen an. Darin sei, so bemerkt man mißgünstig, leider von Tschuankina überhaupt keine Rede gewesen. Insbesondere brauche Tschuankina Flugzeuge. „Wir gewinnen den Eindruck“, so schreibt das „Central-Tagblatt“ der Tschuankina-Chinesen, „daß die Zeiten, in denen wir von den USA

Kriegslieferungen erhielten, vorbei sind. Wir würden uns freuen, wenn die Amerikaner wenigstens die Flugzeuge nach Tschuankina lieferten, die sie uns schon so oft versprochen haben.“ Auch der Tschuankina-chinesische Finanzminister stieg erklärte, daß die USA unbedingt wieder herkommen nach Tschuankina-China senden müßten, mit denen man Japans Industriegebiete angreifen könne. Mit anderen Operationen, so hielt der Minister fest, sei gegen Japan nicht anzukommen. Massen-Luftangriffe stellten die einzige Möglichkeit dar, die Tschuankina gegen Japan zu verteidigen! Nicht allein Tschuankina, sondern auch die Sowjetunion und schließlich sogar England werden dabei das Nachsehen haben.

Singapore ist Washington bereit, im Rahmen des Leih- und Pachtgesetzes seinen Verbündeten — Silber zu beforschen, wie Finanzminister Morgenthau in einer Pressekonferenz erklärte. England und Australien, so sagte er, hätten Andeutungen gemacht, daß sie einen Teil der großen Silbervorräte Amerikas zu entleeren wünschten, um eine Ergänzung ihrer Währungsdeckung zu erhalten. Er fügte jedoch hinzu, daß das Silber nur unter der Bedingung ausgeliehen werden könne, daß es den USA nach dem Kriege zurückerstattet werde. Zieht man die Sache genau an, so ist das also nur eine Chance für die USA, für ihren Silberhort, der während des Krieges ja wertlos ist, eine Verwendung zu finden. Wenn die Verbündeten das Silber aber nach dem Kriege zurückgeben müßten, so können sie auch genau so gut jetzt ohne Silber-Papiergeld druden.

Morgenthau fügte hinzu — was Tschuankina als Antwort auf seine Klageklage dienen möge! — daß die Vereinigten Staaten bereit seien, dieses Metall auf der gleichen Grundlage auch China oder jedem beliebigen anderen Mitglied der alliierten Nationen zur Verfügung zu stellen. Mit dem Silber können die Chinesen ja dann die japanischen Industriezentren bombardieren!

Die großen Kleinen

Schneidige, tapfere Sicherungstreifstrasse!

Von unserem nach Frankreich entjandten Schriftleiter

WS. Am Kanal, im Dezember.

Selbst in der fahlen Dämmerung des frühwintertlichen Abends kommen die großen Seemöwen nicht zur Ruhe. Sie schwingen sich in ihren wunderschönen Seegeflügen über den Hafen, streichen zwischen den Booten der Sicherungstreifstrasse durch und machen über der flüchtigen Stadtmauer wieder kehrt, die das mittelalterliche Seeräuberneß noch heute in strahlenbreiter Stärke und mit mächtigen, burkartigen Zoren umfaßt. Es macht ihnen nichts aus, auch einmal durch den dicken, schwärzlichen Kanal zu

gleiten, der aus den Schloten der Boote quillt. Sie haben ihre Erfahrungen. So um diese Zeit herum, wenn die Boote Dampf aufhaben, dann fällt meistens für die Möwen irgend etwas ab. Noch jageln sie ruhig und aufmerksam hin und her. Den dicken Fort, der drüben aus einem anderen Hafenbecken ausläuft, beachten sie gar nicht. Hier die Sache mit der Mollitille ist sicher.

Wir haben noch ein bißchen Zeit: erst wenn die Dunkelheit naht, liegen die Boote draußen auf See wie jede Nacht. Es weht ein schneidender Nordost über den Hafen, wird in den Stengen

und Werten der Boote zum gellenden Pfeifen, es muß eine verdammt grobe See draußen stehen. Aber diese ehemaligen Fischdampfer, die jetzt in ihrem Karbansstrich ausfahren, als kämen sie eben nagelneu aus der Werft, wehren jeden Sturm ab. Unten in der kleinen Kajüte, wo wir mit dem jungen Kommandanten und dem grauhaarigen Mollitillenschiff bei einem gemütlichen Kaffee saßen, war es erdbecklich behaglicher als hier oben auf der Brücke.

Die Männer haben ihre heißen Wohnräume aufgefahrt. Unten und erst recht oben an Deck ist alles bewaldete festgezurrte. Die Befragungen haben ihr Seepäddchen an, die Schotten werden dicht gemacht, die Verriegelungen von den Geschützen genommen, die Vereisungsmunition liegt oben hin an Ort. Man übersteht von hier oben die Boote der Mollitille. Die meisten sind aneinanderstürzlich überholt. Wenn sie wieder ein paar See-Törns hinter sich haben, dann werden sie einigermassen zerrautt aussehen. Aber das gehört zum Handwerk und im übrigen sind die Männer mit Karbopis und Pinjel liebend gern und schnell bei der Hand. Als wir zur Brücke hinaufstiegen, führte mittschiffs bei der Kommande ein junger Matrose noch einige zärtliche Pinselfrische über eine angeheuerte Stelle: die mußte vor dem Auslaufen auf jeden Fall noch weg. Und achteraus, auf der Back des hinter uns liegenden Bootes, zieht ein älterer Mann noch bedächtig einen der weißen Ärmel um das Knie der 88-Zentimeter-Rak nach. Es gibt noch mehr Geschäfte mit solchen weißen Abschnitten in der Mollitille. Sie hat in kurzer Zeit immerhin sechzehn Engländer herumgelaufen, außerdem hat sie vierzehn „Vereisungsmunition“ zugebrochen bekommen und hat sechs Schnellboote zusammengepackt.

Schließlich sind Sicherungsboote regelrechte Kriegsschiffe wie andere auch, in deren Topp die Kriegsschlange im harten Wind heiß ausweht: es stehen außer der genannten Rak noch allerlei andere Schiffe herum. Diese Fischdampfer, die da eines Tages plötzlich zum Kriegshandwerk herangezogen werden mußten, können sehr unangenehm werden, der Engländer hat sie respektieren gelernt. Umsonst veritaunt man ihnen auch nicht dauernd ganze Geleitzüge an. Daß es dabei ohne Kampf, schweren Kampf abgeht, kommt selten vor. Der Mollitillenschiff, der von einer Brückennote in die andere wandert und die Augen überall hat, kommt gelegentlich ein bißchen ins Erzählen. Es ist alles andere als eine Kleinigkeit, wenn diese Boote in ihrer beschriebenen Geschwindigkeit sich mit ganzen Staffeln von tiefangreifenden Hurricanes herumschlagen. Solch eine Hurricane spuckt aus ihren acht schweren MGs in der Sekunde einige 200 Geschosse und diese Vorpösten- und Sicherungsboote sind keine schweren Kreuzer. Wir haben schon Boote mit über 1000 Einheitsläden zurückgebracht, kurtzt der Chef vor sich hin, gibt dem „Läufer Brücke“ schnell noch ein paar Unterschriften und meint: „4 bis 700 Treffer sind keine Scherben. Wir haben bei einem Tieffliegerangriff der Engländer bei Tage höchstens 25 bis 30 Sekunden Zeit, dann muß unser Feuersturm über dem Geleitzug aber auch da sein und außerdem müssen wir uns den Engländer selbst vom



OT-Kriegsbericht: Erich Zellissen.

Das durchdringende Lallen einer Signalglocke löst durch die Straßen des kleinen Ortes am Kanal. Erstaut horcht der fremde Besucher aus. Elwas Besonderes? Irgendein Alarmzeichen? Unbekümmert gehen jedoch die „Eingeborenen“ ihren Morgenekäufen nach.

Noch ein Signal, und um die nächste Straßencke biegt — ein heute immerhin nicht alltäglicher Anblick im Verkehrsleben der kleinen Küstenstädte — ein Straßenbahnzug. Auch ohne das am Triebwagen angehängte Schild, mit der Aufschrift der neuen „Firma“ gesehen zu haben, genügt ein Blick, um festzustellen, daß die Bahn heute einem anderen Zwecke dient als vormals. Die Sitzgelegenheiten, auf denen sich früher Bade Gäste drängten, sind herausgenommen worden, und der Raum nimmt nunmehr eine zeitgemäßere Ladung auf: Splitt, Sand und Kies.

Ehemals eine Bäderbahn, die die Gäste von dem 8 km außerhalb gelegenen Bahnhof der Hauptverkehrsstraße in den Badeort brachte, steht der Zug heute in den Diensten der Organisation Todt. Auf der gleichen Strecke bringt er die Bau-Materialien mit Dampfkraft vom Umschlagbahnhof an das Stadchen heran, durch dessen Straßen der Transport mit elektrischem Antrieb fortgesetzt wird. Vom Zubringungsort erfolgt dann die Verteilung auf die einzelnen Bauplätze.

Die Anforderungen, die heute an die motorisierten Einheiten gestellt werden, und die damit notwendige rationelle Einteilung der Treibstoff-Vorräte zwingen zur Ausnutzung aller Transportmöglichkeiten. Wenn eine Lösung außerdem noch so originell ist, wie diese, so kann man nur feststellen: Zur Nachahmung empfohlen!

Staßerin dar

Der Blücher

„Barr, du wüßtest Büberl, ich erwisch dich doch!“ weckte der grimmig blickende Husar wieder einmal den Vorwurf der Unachtsamkeit. Und dann, am 27. August 1760 bei Friedland, hat ihn der Landesherr wirklich erwisch. Als der Junge vom bleibenden Pferd stürzte, packte er ihn, legte das „Büberl“ vor sich auf den Sattel und brachte es stolz zu seinem Obristen.

Gebhard Lebered von Blücher, Junge im schwedischen Husarenregiment von Spaar. Der Obrist von Velling maß ihn mit soldatischen Augen. Alter? Siebzehn Jahre, geboren am 16. Dezember 1742 in Rostock, Sohn des furthessischen Rittmeisters außer Dienst, seit dem 14. Lebensjahre auf der schwedischen Insel Åland beim schwedischen Kammerherren von Kratowitz, in der freien Wildbahn seiner Jugendjahre. Schule gab es nicht. Aber es gab da die schwedischen Husaren — und eines Tages war der Rittmeister abgezogen in den Krieg hineingekommen, Kornett in der Schwadron des Rittmeisters von Kratowitz.

Der Obrist von Velling hatte sich das schmunzelnd angesehen. Er ließ ihn gegen einen richtigen schwedischen Offizier freibewerben, und nach drei Wochen ritt der Junge von Blücher als Kornett im Velling'schen Husarenregiment weiter in den Krieg. Was der Junge Landesherr darüber auch zunächst ein dummes Gesicht gemacht haben — später hat er es dann selbst noch erlebt, daß er als Rittmeister der Velling'schen Husaren ein gutes Stück preussische Geschichte gespielt hatte, als er seinem Obristen den blutigen Kornett von Blücher einführte, der dazu bestimmt war, einmal einen Napoleon zu schlagen.

Darüber gingen aber noch viele Jahre hin und Blücher's Soldatenlaufbahn schien erst mal als Rittmeister außer Dienst beendet zu sein. Denn der Große Kurfürst hatte ihn 1773 unangenehm entlassen, weil er sich bei ihm über seine Zurücklegung in der Beförderung beklagte und die Velling'schen es mit dem Alten Rittmeister in Verbindung hatten. Der Rittmeister von Blücher ist hiermit entlassen und kann sich zum Teufel scheren.

Punktum.

Der Rittmeister von Blücher scherte sich aber nicht zum Teufel, sondern tauschte knurrend seinen Husarenfahnen mit dem Pfau. Er wurde Landmann, aber ein so guter, daß der Alte Rittmeister Freude daran hatte und ihm half. Wenn der Blücher aber hat, ihn doch wieder in die Armee einzuführen — und das geschah 15 Jahre hindurch unablässig — dann blieb der Kurfürst, sein Soldatenherz verlor sich er dem Rittmeister außer Dienst zu setzen.

Als Friedrich der Große die Augen geschlossen hatte, rief der neue König Blücher vom Pfau wieder zum Schwert. Er ritt in den Koalitionskriegen gegen Frankreich, holte sich den Pour le Mérite. In den Rheinischen Feldzügen begann sein erstes Mal der Blücher'sche Waffenglanz aufzutreten. Aber es war nur ein kleines Feuer gegen den Stern Bonapartes, der in diesen Jahren aufgezogen ist und zum Vordenker Europas werden sollte. Es kam 1806. Blücher schlug sich wie ein Löwe. Doch was konnte das kleine Preußenheer dem Waffenglanz Napoleons entgegenstellen? Ohne Munition, ohne Brot für seine Soldaten mußte sich auch ein Blücher Napoleon ehrenvoll ergeben, als ganz Westeuropa schon geknirscht am Boden lag.

Dennoch „Der Bonaparte muß herunter!“ Mit Stein, Scharnhorst, Gneisenau, mit allen, die daran mitkamen, stand Blücher in enger Verbindung. War es nur Preußen, dem die Wiederkehr gelte? Nein, der General Blücher empfand über Preußen hinaus nationaldeutsche. Am preussischen Frühling 1813 verlor er die „Recht ist wieder die Zeit, zu tun, was ich schon Anno Neun angetan, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzuheben, und wenn die Fürsten nicht wollen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze

Zum 200. Geburtstag des „Marschalls Vorwärts“ — Von Otto Rieblcke

Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden!

Einundsechzig Jahre war Blücher, als er mit preussischem Schwert diese deutsche Geschichte zu schreiben begann. Der „Vater Blücher“, dem das Volk das höchste Vertrauen schenkte, wurde zum „Marschall Vorwärts“ seiner Soldaten. Unterstützt von Scharnhorst und Gneisenau rief er seine Armee von Sieg zu Sieg. Er prägte sich bei Leipzig den größten Feldherrnruhm. Auf dem Schlachtfeld wurde er Generalfeldmarschall und der Kaiser Alexander von Rußland nannte ihn schon den „Befreier Deutschlands“. Ohne Blücher kein Leipzig und ohne diesen Sieg kein Deutschland! Blücher aber blieb immer der Bescheidene, so, wie er hier antwortete: „Kaiserliche Majestät, erlauben Sie mich, bloß meine Schuldigkeit getan; aber meine braven Soldaten, ja, die haben weit mehr getan! Vorwärts — Vorwärts! Paris war sein nächstes Ziel. Am 1. Januar 1814 setzte er über den Rhein. Neue Kämpfe, neue Siege. Am 31. März waren die Verbündeten in Paris.

Der König ernannte den greisen Marschall zum Fürsten von Wahlstatt und schenkte ihm die Be-

stimmung Kriechowitz in Schlesien. Aber noch kam er nicht zur Ruhe, der tanzenbe Wiener Konarch drohte wieder zu verderben, was Schwert und Blut gewonnen hatten, und — gerade zur rechten Zeit — schlug am 7. März 1815 die überraschende Nachricht ein, daß Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war. Da mußten die Federführer schweigen und Blücher trat wieder sein Regiment an. „Was ist das für ein infam verrätherisches Gewäsch von den natürlichen Grenzen Frankreichs? Das linke Rheinufer den Franzosen überlassen? So etwas können nur Hundsstörte ausgeheckt haben. Der ehrliche Kerl, der Ernst Moritz Arndt — so heißt der Mann, glaube ich — hat es gesagt: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Darum müssen wir weiter marschieren und den Kerl Napoleon vom Thron herunterholen!“ Und Blücher marschierte wieder und weiter.

Unter seinem wilden Ansturm zerbrach das beste Heer, das Napoleon geführt hatte. Für diesen Sieg verlieh ihm der König das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen, das — wie 103 Jahre später für Hindenburg einmalig für Blücher geschaffen wurde. Am 3. Juli stand Blücher wieder in Paris, sein Werk war beendet, „der Napoleon war herunter!“

Vier Jahre später, am 12. September 1819, schloß der 77jährige Feldmarschall Gebhard Lebe-

Große Deutsche Kunstausstellung 1942

Austausch und Neuaufbau

Sonderbericht für den General-Anzeiger der Stadt Wuppertal

Es ist der ausdrückliche Wunsch des Führers, daß von den Künstlern, die den besonderen Anspruch der im „Haus der Deutschen Kunst“ zu München verausfalteten Reichs-Ausstellung entsprechen, so viel wie möglich zum Zuge kommen. So ist man in den letzten Jahren zu dem Prinzip übergegangen, jeweils gegen Jahresende die verlaufenen und die unverkauften Werke gegen solche auszutauschen, die von den Einsendungen zwar ausgewählt, aus räumlichen Gründen aber zurückgestellt waren. In diesem Jahre war die Zahl dieser Werke so hoch wie jezt, wo nahezu 600 Arbeiten ausgewechselt werden konnten. Damit sind von den rund 8000 Einsendungen insgesamt 1846 Werke, also über zwanzig Prozent, ausgetauscht worden.

Abgegeben von den repräsentativen Mäcen (für die sich gleichwertige Werke nicht gefunden haben würden), zeigen alle Säle ein neues Gesicht, und zwar auch in bezug auf das vorherrschende Gestaltungsprinzip. War man bisher darauf bedacht, thematisch gleichartige Bilder zusammenzubringen (Alte, Stillleben, Jagdbilder usw.), so ist jetzt überwiegend und auch bewußt eine frische Lebendigkeit angestrebt worden, die allerdings nicht ausschließt, daß jeder Raum eine wohlweislich abgeschlossene und harmonisch angeordnete Gesamtwirkung erzielt. Diese schonen Gesamtwirkung ist es denn auch, die vom Besucher ausgefordert werden will, bevor dieser sich dem einzelnen Werke zuwendet.

So vielfältig und verschiedenartig ist das durch das Austauschverfahren berücksichtigte Kunstschaffen, daß sich kaum etwas Grundlegendes äußern läßt, das für die Werke allgemein gilt, es sei denn dies, daß sie durchweg auf eine besonders vollstimmliche Wirkung ausgehen. Es sind überwiegend Arbeiten, die unumstößlich sind; die in anspruchsvoller Gegenstandsweise ihr Ziel erreichen, ein Monumentales, eine freundliche Landschaft, ein Stillleben, um nur die häufigsten Motive zu nennen, und somit dem Betrachter eines Kunst- und lauffreudigen Publikums gerecht zu werden. In erster Linie also liebenswürdige, gemütvoll und dem Wohlwollen zugekehrte Schöpfungen, die den Besucher nicht anspannen und erregen wollen, sondern ihn durch ihre friedliche, stille Welt- und Naturschau zu innerer Gelassenheit zu führen bemüht sind. Kurz — es ist Kunst, wie unsere Zeit sie braucht, und damit ist denn doch etwas Allgemeines

Geltendes angedeutet, was zugleich entscheidend ist.

Mancher Name fällt hier zum ersten Male auf, aber auch mancher namhafte Künstler befindet sich darunter, so etwa P. M. Padua, Sepp Holz, Müller, Wischin, Josef Pieper, der Industriemaler Jorgis, Conrad Hommel, der dem Krieg in Afrika ein interessantes Gemälde gewidmet hat, der Bildhauer Hermann Hahn, der Sachse Karl Walther, der sich immer entschiedener auf das farbige lockere Stadtbild festlegt, und Karl Truppe, um nur einige Beispiele zu nennen.

Auf dem Gebiete des Porträts und der figurlichen Komposition sind Arbeiten von Josef Albrecht, Joseph Corrajo, Wilhelm Gdaniec, dem Wiener Julius Mahainz, der ebenso wie Karl Truppe ein gediegen ausgeführtes Führerbild zeigt, und dem Dortmund Udo Wendel, der ein realistisches, eindringliches Doppel-Porträt ausstellt, besonders hervorzuheben. Padua und Mahainz zeigen farbig reizvolle Stillleben, denen die Berlinerin Erna Köffing eine durch ihren strengen Stilwillen auffallende Arbeit zugesellt. Die Landschaftsmalerei ist in einigen kleinen, auf intime Wirkungen und Stimmungen bedachten Bildern, so von Heinrich Peteren-Kiel, Otto Müller-Diilo, Walther Wöck und Ewald Gabelsberger besonders schön vertreten, daneben behaupten sich auch größer angelegte Werke, so eine charakteristische Niederbühnenmischung des Düsseldorfers Bernhard Wüter, die herben Landschaften der Preußen-Kunst, der Vorfrühling Gustav Reckers u. a. Von den zahlreichen Altmeistern sind die von Sigbert Palmié und Josef Pieper besonders getönt. Das Thema Krieg spiegeln neben vereinzelt gemalten (H. M. Reber) vor allem graphischen Arbeiten, so die architektonisch strengen Zeichnungen Georg Wuchners und die Aquarelle von Hanns Debus. Auf dem Gebiete der Plastik sind in erster Linie kleine Arbeiten verzeichnet, von denen einige Kinderköpfe ihrer liebevollen Darstellung wegen zu rühmen sind, daneben aber auch ein in seiner feinsten Kindlichkeit ruhender Mädchenkopf von Walter Rastold. Eine Reihe seiner handwerklich überaus geachteten Graphiken rundet das neue Bild der Großen Deutschen Kunstausstellung 1942, die nun wiederum auf Monate hinaus ihre starke Anziehungskraft auf die Kunstfreunde und Gäste Münchens ausüben wird.

Karl Ude.

recht von Blücher, Fürst von Wahlstatt, auf seinem Gut Kriechowitz die Augen für immer. Seine Zierbemühungen machten die Kanonen des nahen Wanders. Er blieb der „Marschall Vorwärts“ über sein Grab hinaus, das immer wieder anfeuernde Beispiel einer fernhaften überpreussischen, deutschen Führerpersönlichkeit, der wahrhafte Volksgeneral, „Vater Blücher“, der in schlüssiger Einfachheit über sich selbst bekannte: „Es hat nie etwas in meinem Leben mich so als das Gefühl beklüht, vom großen Baumeister aller Völkern dazu mitbestimmt gewesen zu sein, meinem guten deutschen Vaterland durch Erhaltung seiner Nationallehre und seines alten Ruhms, durch Verpflanzung der Tugend, welche eine fremde Nation dem biedersten Volke angelegt hatte, nützlich werden zu können.“

Das deutsche Theater im Kriege

Nach dem Reichsdeutschen Theater Dr. Schiller

Bei der Gedenkfeier zum 22. April in Hannover behandelte Dr. Schiller die Stellung des Theaters im Kriege, und zwar unter dem Gesichtspunkt der immer mehr steigenden Theaterkosten, die die Theaterleitung zu einer Art Mangelware werden ließ. Dieses Interesse mag nicht immer ein ideales sein, ist aber doch ein Zeichen für die Aufgeschlossenheit breiter Bevölkerungsschichten. Darin ist eine Kulturfrage zu erblicken, denn zweifellos wird ein Teil der Besucher, die in dieser Zeit gewonnen wurden, dem Theater auch treu bleiben. Die heutigen Spielpläne müssen auf diese neu gewonnenen Kreise Rücksicht nehmen. Dr. Schiller sprach zum Schluß auch über die Zukunft der deutschen Bühnen. Es sei der Wille der nationalsozialistischen Staatsführung, die Theaterkunst zu erhalten und zu fördern, und zwar so, daß sie sich dem Volke gegenüber selbst verantwortlich fühle. Ganz besonders wies der Vortragende darauf hin, daß es wichtig und nur gerecht sei, wenn man dem zeitgenössischen Schaffen die gebührende Aufmerksamkeit schenke. Die Tatsache, daß in den neuerworbenen Gebäuden 25 Bühnen eingerichtet wurden, stellt das Beispiel einer einseitigen Kulturförderung dar.

„Ungarische Malerei der Gegenwart“

in der Nationalgalerie

Die Gründung der Ungarischen Malerei der Gegenwart in der Berliner Nationalgalerie gibt zum erstenmal einen umfassenden Einblick des Kunstschaffens Ungarns in Deutschland. Über 200 Werke Malerei und Graphik — reichen ein hervorragendes Bild der ungarischen Malerei der Gegenwart, die an sehr hohen Maßstäben gemessen ist. Die Generation der letzten vierzig Jahre der ungarischen Malerei, die hier ausstellt, zeigt eine technische Überlegenheit, ein Wissen um die malerischen Werte von bemerkenswertem Ausmaß. Groß gesehen erkennt man zwei Stile: Auf der einen Seite eine starke, altbühnen, unkomplizierte Ziermalerei, die auf der anderen Seite sehr verfeinerte, interessanter, abstraktere, sehr deutlich wird das nationale dieser Kunst: eine Porträtmalerei und eine Entwicklung des französischen Impressionismus erlebte, und ein Zurückgehen auf das italienische Trecento und Quattrocento andererseits. Zur deutschen Kunst sind durch die Abteilungen schon im 18. und 19. Jahrhundert mangelhaft geblieben.

Zwischen für die italienischen Einflüsse, die in letzter Zeit wohl die stärksten gewesen sind, sind die Arbeiten von Val G. Molnar, den Meister ungarischer Kirchenbilder. Er gehört zur neuesten Richtung ungarischer Malerei, der in den Jahren 1928–1930 entstandenen „Königlichen Schule“. Er lernte die neuartige, von dem Impressionismus abgewandene Form der Bildgestaltung von den Rokokostilen. Sein Hauptinteresse gehört den religiösen, religiösen Themen. Die Kirche erteilte ihm großzügige Aufträge zur Schöpfung von Wandgemälden.

Augusta v. Oertzen.

Abschluß der Budapest Filmtagung

Internationale Kulturfilme beschlossen

Budapest, 8. Dezember. Die Jahresversammlung des Generalrats der Internationalen Filmkammer brachte in ihrer Schlußsitzung eine Reihe von neuen internationalen Beschlüssen. Die Bedeutung des Kulturfilms, Dokumentarfilms entsprechend, soll der internationale Austausch erleichtert, soziale Einheit und Steuerbegünstigungen ermöglicht und die obligatorische Vorführung in jedem Programm sowie eine Unterbrechung der Internationalen Filmkammer durch eine jährlich abzuhaltende internationale Kulturfilmwoche zu verantworten werden.

Der Rundfunk am Mittwoch. Reichsprogramm: 12.45–14 Uhr: 400. Schloßkonzert aus Hannover; 15–16 Uhr: Unterhaltungsamt Ruit von Reineck bis H. v. Schellings; 19–21 Uhr: Rostocker Konzert; 20.15–21 Uhr: Seemann; 20.15–21 Uhr: Soldaten spielen für Soldaten; 21–22 Uhr: Musik; 21–22 Uhr: Die lustige Stunde; 21–22 Uhr: Deutschland der Gegenwart; 21.15–21.30 Uhr: Symphonische Suite der Gegenwart; 21.30–21.45 Uhr: Spielmannsweisen und Stadtmusikanten; 21.45–22 Uhr: „Rom ewig Deutsch“, zweite Sendung mit Szenen aus Reffis „Rathen von Heilbrunn“ und Musik; 22–23 Uhr: Beethoven-Kammermusik.

Der Kerkelmacher von Sankt Stephan

Roman von Alfons v. Czibulka

Copyright by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

(18. Fortsetzung)

Kleine Kriechwörter liebte die Grand'mère. Sie zwinkerte mit den lustigen Augen und sagte: „Vielleicht war's umgekehrt, und der so plöckig verlorene Jungfernschrank nicht die Folge, sondern die Ursache der Ehe.“

Maria Theresia lachte: „Na, sei Sie so gut! Aber jetzt sag Sie mir, Grand'mère, was macht Ihr Herr Enkel für Geschichten?“

„Die Herrin ist halt bildhübsch und allerliebst, Majestät.“

„Ach, weiß. Aber kennt Sie sie denn?“

„Ach habe sie mir angesehen.“

Die Kaiserin drohte lächelnd mit dem Finger: „Für alle Fälle. Wie? Na, und zu welchem Ergebnis ist Sie gekommen?“

„Daß ich sie, wenn ich ein Mannsbild wäre, vom Aed weg heiraten tät.“

„Aber, Grand'mère!“

Die Uhr auf dem Schreibtisch schlug. Der Kammerer vom Dienst trat ein und meldete: „Der Brand, Ihre Majestät!“

„Die Brand meint Er wohl, mein Lieber.“

„Ach bitte untertänigst um Vergebung, Ihre Majestät: der Brand!“

Kopf und sagte herrlich: „Ich hab doch Seine Tochter befohlen und nicht ihn!“

Der Wachstiermeister sah auf, krümmte wieder den Bock und sagte demütig, leise: „Ihre Majestät, ich komme selbst, weil...“

„Ach Er lautet! Also, was ist? ... Tret Er näher!“

Brand stand jetzt neben dem Schreibtisch der Monarchin, vor dem Knecht, in dem die alte Rabenau saß. „Sagten zu Gnaden, Ihre Majestät, meine Tochter...“ Er fluchte.

Maria Theresia sah, daß seine Anie zitterten und ihm der Schweiß von der Stirne rann. Sie fragte sanfter: „Was ist mit Ihrer Tochter? Ist sie krank?“

„Nein, Ihre Majestät... verschwunden.“ Die Stimme verfiel ihm.

Die Baronin in ihrem Lehnstuhl hob den Kopf. Die Kaiserin lebte sich zurück und fragte erstaunt: „Verschwunden? Na, hör Er! — Zeit wann?“

„Zeit heute früh...“ Er fuhr sich mit dem Tuch über die Augen.

„Zeit heute früh? — Dann kann Er sich seine Sorgen sparen...“ Dann kommt sie schon wieder zu ihm. „Sag mir, was Sie mir erzählt. Tut auch gut daran. Hab ich schon lang den Kopf walchen wollen...“ Aber ich seh, Er will was sagen... Na, so red Er schon!“

Brand diente: „Sagten zu Gnaden, Eure Majestät, es ist nicht wegen der Audienz. Wie wir heute früh meine Tochter im ganzen Haus gesucht haben, hab ich's erst auch geglaubt. Aber dann hab ich den Brief gefunden, den sie zurückgelassen hat, und daraus ersehen, daß es wegen der Audienz nicht sein kann...“ Tränen standen in seinen Augen.

Die Stimme der Kaiserin klang milder: „Na, weswegen denn? ... Schreibt sie wenigstens, wohin sie ist?“

Der Wachstiermeister zögerte. Dann sagte er leise: „Na, Ihre Majestät... zur preussischen Armee.“ Er wußte ja nicht: vielleicht war das schon Hochverrat.

Die Kaiserin fuhr auf: „Ist jetzt Er närrisch oder sie? — Zur preussischen Armee?“

Brand krümmte den Bock und hob rasselnd die Hände. „Zum Herzog von Braunschweig, hat sie geschrieben.“

Maria Theresia schüttelte den Kopf: „Kann mir nicht vorstellen, was Seine Tochter von den Preußen will.“

Ein kurzes, fröhliches Lachen war zu hören. Es war gegen alle Etikette. Aber Grand'mère durfte sich schon etwas erlauben. Die Kaiserin

sah sie fragend an. Die alte Rabenau wiegte verärgert den kleinen Greisinnenkopf: „Ach schon, Majestät!“

Für einen Augenblick suchte ein Schmunzeln über das Antlitz der Monarchin. Sie hatte verstanden. Sie wandte sich wieder an den Wachstiermeister: „Eine unternehmende Tochter hat Er. Das muß man ihm lassen...“ Er kann sich also nicht denken, warum Seine Tochter zu den Preußen ist? Brand verneinte bekräftigt: „Auch nicht, wenn ich Seinem Gedächtnis nachhelfe und ihn an den Leutnant von Rabenau erinnere.“

Erst erschau der Kerkelmacher. Hatte also schon die Kaiserin von der Geschichte gehört? Aber dann lächelte er trotz seinem Kummer. „Da können Majestät ohne Sorge sein. Wegen der Dummheit hab ich ihr schon längst den Kopf zurechtgerichtet.“

Die Kaiserin warf einen Blick auf die Grand'mère, dann sah sie wieder Brand an. „Tragt sich nur, ob's auch was genutzt hat, mein Lieber!“

Diesen Zweifel an seiner väterlichen Gewalt schien ihn zu fränten. Er sagte mit Überzeugung: „Doch, Ihre Majestät! Meine Tochter heiratet den Sohn vom Ruksdorfer Weinbändler Rindorfer und damit punktum!“

Maria Theresia unterdrückte vergeblich ein Lächeln. „Und damit punktum“ vsetzte in diesem Naume nur sie zu sagen. Sie lachte: „Noch ein Heiratslandbait? Ihr scheint mir ja eine komplizierte Familie zu sein. Aber hält Er noch viel von Seinem „Punktum“, wenn ich ihm sag, daß der Leutnant von Rabenau bleibert und von den Preußen gefangen ist?“

Brand begriff nicht gleich. Doch dann starrte er entsetzt die Kaiserin an. An diese Möglichkeit hatte er bisher nicht gedacht. Er hob beschwörend die Hände: „Das kann nicht sein, Ihre Majestät!“

„Es ist nicht anders. Tut mir leid, daß ich ihm das sagen muß.“

Aus Brands Augen blüht der Born. Daß seine Tochter ihm das antun konnte! Hatte er also doch recht gehabt, daß sie ein schlechtes Frauenzimmer war! Einfach zu einem jungen Offizier durchzugehen! Und mit ihrer guten Laune hatte sie ihn auch noch zum Narren gehalten. Er richtete sich auf, sagte hart: „Ich werd ihr schon wieder Ratton beibringen!“

Das hoff ich. Den Rabenau muß sie sich nämlich aus dem Kopf schlagen. Mit dem hab ich schon was anderes vor. Was's nicht die Kartenberg, dann eben ein anderes Komteßel. Die Kai-

serin hob den Kopf: „Aber was will er jetzt tun, Brand?“

Der Kerkelmacher sagte tapfer: „Ihr zur preussischen Armee nachfahren, Ihre Majestät!“

„Tu Er das! Ich will gern Order geben, daß Er bei den Vorposten passieren kann...“ Sie schrieb einige Zeilen auf einen Notizblock. „Also seh Er zu, daß Er sie wiederbringt! Nach Er inzwischen keine Dummheiten mit ihr! Das bitt ich mir aus. Seine Tochter ist nur ein närrisches Frauenzimmer, aber nicht schlecht. Doch wenn sie wieder in Wien ist, dann bring Er sie gleich am nächsten Tage zu mir! Ich will ihm dann gern helfen, sie zur Vernunft zu bringen.“ Daß die Elisabeth Brand den Sohn vom Ruksdorfer Weinbändler heiraten sollte, fand Maria Theresia durchaus in der Ordnung. Ein jeder hatte auf dem Plage zu bleiben, auf den ihn der Herrgott hinbeordnete. Und der väterlichen Gewalt des Brand wollte sie durch ihre kaiserliche Willensmeinung schon den gehörigen Nachdruck geben. Es müßte schon verhebt sein, wenn das nicht half!

Die alte Rabenau schien das zu bestärken. Als der Wachstier gegangen war, wußte sie, daß die Kaiserin den Kopf und fragte halb ärgerlich, halb belustigt: „Na, Grand'mère, was sagt Sie dazu?“

In den hundert Fällen um die Augen der Greisin suchte es veranlagt. Sie zog sich an ihrem Krüdstock hoch und lachte hütelnd: „Ein Teufelsmadel, Majestät! Die ist imstand und bittet sich meinen Herrn Enkel noch vom preussischen König aus!“

Rabenau's Verwundung hatte böser ausgesehen, als sie war. Der Husarenfahnen war am Dreißig abgeglitten, hatte den umhängenden Pelz und die linke Schulter zerklüftet. Nur das Schlüsselbein schien ihm. Aber der schwere Sieb, der seine Schläfe gestreift, hatte ihm doch die Vernunft geraubt. Deshalb hatte sein Durcheinander gegeben, wie er oben auf dem Damm noch einmal zusammenjaunt.

Doch kam er bald zu sich, setzte sich im Grate auf und griff nach der schmerzenden Schulter. Der preussische Leutnant, ein kleiner, schmachtiger Husar mit rosigem, rundlichem Jungengesicht, streifte ihm lachend die Hand entzogen: „Walther gehabt, Herr Kamerad... Na, dieu merci, wenigstens habe ich Sie nicht toteschlagen...“ Rabenau nahm die Hand und lachte selbst: „Walther haben auch Sie gehabt, denn die anderen sind durch!“

(Fortsetzung folgt.)

